

HEYNE <

ZUM BUCH

Die 18jährige Jess Grainger befindet sich zusammen mit ihrer zehnjährigen Schwester Casey sowie ihrer Tante Jean und ihrem Onkel Tim auf einer Kanutour durch die schottischen Highlands. Die Gruppe hört plötzlich einen Schuss und trifft wenig später auf eine verwundete Frau am Ufer, die um Hilfe fleht. Dies ist erst der Auftakt zu einem Albtraum: Drei Männer tauchen am Ufer auf und schießen wahllos auf die Boote. Jean und Tim werden tödlich getroffen, während es den anderen gelingt, flussabwärts zu paddeln und außer Schussweite zu gelangen. Doch die Killer sind ihnen auf den Fersen – die Jagd hat begonnen, und niemand ist der, der er zu sein scheint ...

ZUM AUTOR

Simon Kernick, 1966 geboren, lebt in der Nähe von London und hat zwei Kinder. Die Authentizität seiner Romane ist seiner intensiven Recherche zu verdanken. Im Laufe der Jahre hat er eine außergewöhnlich lange Liste von Kontakten zur Polizei aufgebaut. Sie umfasst erfahrene Beamte der Special Branch, der National Crime Squad (heute SOCA) und der Anti-Terror-Abteilung. Mit *Gnadenlos (Relentless)* gelang ihm international der Durchbruch, mittlerweile zählt er in Großbritannien zu den erfolgreichsten Thrillerautoren und wurde für mehrere Awards nominiert. Seine Bücher sind in dreizehn Sprachen erschienen. Mehr Infos zum Autor unter www.simonkernick.com.

Am Ende des Buches findet sich ein ausführliches Werkverzeichnis aller im Wilhelm Heyne Verlag lieferbaren Simon-Kernick-Thriller.

SIMON KERNICK

TREIBJAGD

Thriller

Aus dem Englischen
von Christoph Hahn

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *STAY ALIVE*
erschien 2014 bei Century, London



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 10/2014
Copyright © 2014 by Simon Kernick
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Hanka Jobke
Printed in Germany 2014
Umschlagillustration: Nele Schütz Design unter
Verwendung von shutterstock/Stacy Funderburk
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-41788-5

www.heyne.de

Für meine Töchter Ann und Rachel

1

Vor 21 Tagen

Amanda Rowan war gerade zur Haustür hereingekommen. Sie hielt die Einkaufstasche mit einem Paar neuer Schuhe in der einen und ihre Schlüssel in der anderen Hand, als sie ein Geräusch hörte, das sie innehalten ließ.

Es war ein kurzes, schwaches Zischen, als entweiche Luft aus einem Reifen. Es kam von irgendwo aus der ersten Etage.

Amanda lauschte angespannt, doch das einzige Geräusch, das sie ausmachen konnte, war das Ticken der Standuhr weiter hinten im Hausflur. Ein paar Sekunden lang überlegte sie, ob sie es sich nur eingebildet hatte.

Überall im Haus brannte Licht, und in der Auffahrt stand der Porsche ihres Mannes, was bedeutete, dass er zu Hause war. Das war merkwürdig, denn er hatte einen Geschäftstermin in Manchester, von dem er erst am nächsten Nachmittag zurückkehren wollte. Amanda hatte ihn am frühen Morgen wegfahren sehen und vor drei Stunden mit ihm telefoniert, als er gerade auf dem Weg zu einem Geschäftsessen mit einem Kunden war. Doch offensichtlich war er nicht zu diesem Geschäftsessen gegangen, denn sein Wagen stand nun hier und

nicht dreihundertfünfzig Kilometer entfernt irgendwo in Manchester.

Aus irgendeinem Grund war er früher nach Hause zurückgekommen, und Amanda wusste, warum.

George hatte seit ein paar Monaten eine Affäre. Amanda hatte es rein zufällig vor ein paar Wochen herausgefunden. Eines Abends hatte sie eines der beiden iPads, die George und sie im Haus benutzten, zur Hand genommen, um ihre E-Mails abzurufen, und dabei festgestellt, dass George vergessen hatte, sich aus seinem Hotmail-Konto auszuloggen. Unvermittelt sah sie sich mit einer Reihe von Mails konfrontiert, die von einer Frau namens Annie Mac stammten – von der sie nie etwas gehört hatte –, und die Betreffzeilen wie »Ich brauche dich, Liebling« oder »Du fehlst mir total« trugen. Es war ein Schlag in die Magengrube, der sie alles in allem jedoch nicht überraschte, und so hatte sie die erste Nachricht geöffnet und durchgelesen. Die übrigen schenkte sie sich. Sie hatte eine Vorstellung davon, worum es dabei ging.

Amanda ärgerte, dass George so unverfroren war, seine Geliebte ins eheliche Heim einzuladen. Vielleicht war sie es gewesen, die dieses merkwürdige Geräusch gemacht hatte, obwohl es in Amandas Ohren nicht nach einem sexuellen Laut geklungen hatte.

Sie stellte ihre Einkaufstasche ab und machte leise die Tür zu. Auch ihre eigene Rückkehr nach Hause stand nicht auf dem ursprünglichen Programm. Sie hatte vorgehabt, im Haus ihres Vaters in London zu übernachten, doch dieser war ein streitsüchtiger alter Kauz, was zu

einer ihrer unvermeidlichen Auseinandersetzungen geführt hatte. Anstatt seine fiesen Bemerkungen an sich abperlen zu lassen, wie sie es normalerweise bei ihren seltenen Besuchen tat, war Amanda dieses Mal ausgerastet, unter Verwünschungen zur Tür hinausgestürmt und nach Hause gefahren.

Etwas war seltsam. Es lief weder Musik noch der Fernseher – was nicht zu George passte. Er brauchte Hintergrundbeschallung.

Eine Etage höher knarrte eine Holzdiele. Jemand schlich da oben herum, und obwohl sie ahnte, wer es war, zuckte Amanda zusammen. *Das hat man davon, wenn man in einem dreihundert Jahre alten Landhaus mitten im Wald wohnt*, dachte sie. Sie liebte dieses Haus. Es hatte Charakter, Schönheit und bot ihr die Einsamkeit und Ruhe, nach der sie sich verzweifelt sehnte – und das, obwohl es nur wenige Kilometer von der M3 und damit gerade mal eine Stunde von den funkelnden Lichtern Londons entfernt lag. Doch gerade nachts, wenn die einzigen Geräusche die schaurigen Rufe der Eulen und das gelegentliche Dröhnen eines Flugzeugs waren, das hoch oben über sie hinwegzog, fühlte sich Amanda schutzlos und ausgeliefert darin. Zumal wenn Georges Hintergrundbeschallung fehlte.

Wieder knarrte eine Diele. Das Geräusch kam aus einem der Schlafzimmer. Amanda verzog das Gesicht. George war kein Leichtgewicht und hatte normalerweise um diese Zeit eine Flasche Rotwein intus, egal ob oder in wessen Gesellschaft er sich befand. Wenn er sich bewegte, machte er eine Menge Lärm, selbst wenn er

sich Mühe gab, leise zu sein. Darüber hinaus hatte er die eklige Angewohnheit, sich lautstark zu räuspern, vor allem, wenn er sich schon ein, zwei Gläser genehmigt hatte.

Das Knarren verstummte, und von oben war nichts mehr zu hören.

Der naheliegende Schluss war, dass er versuchte, sich zu verstecken, weil er etwas ausgefressen hatte – beispielsweise seine Geliebte mit zu sich nach Hause zu bringen, während seine Frau nicht da war.

Amanda stand im Flur. Ihr Herz pochte, und ihr Mund war trocken. Lautstarke Auseinandersetzungen und Gezeter waren nicht ihr Ding; sie war eher der Typ für den stillen Rückzug. Zudem hatte sie heute Abend schon einmal ihre Beherrschung verloren.

Reiß dich zusammen, sagte sie sich. *Das hier ist dein Zuhause.*

Sie riss sich mühsam zusammen und rief seinen Namen. Ihre Stimme war laut und klar, doch in der Totenstille um sie herum blieb ihr nicht verborgen, wie nervös sie klang.

Keine Antwort.

»George? Bist du da oben? Ich bin's, Amanda.«

Immer noch keine Antwort.

»Ich weiß, dass du da bist. Dein Wagen steht vor der Tür.«

Sie schlüpfte aus ihren Schuhen und holte tief Luft, bevor sie langsam die Treppe hinaufstieg zu der langen, schmalen Brüstung, die sich über die gesamte Breite des Hauses erstreckte.

Das Licht brannte, aber es war niemand zu sehen. Links von ihr lag das Schlafzimmer, in dem sie und George schliefen (jedenfalls dann, wenn er nicht schnarchte wie eine Motorsäge). Die Tür stand weit offen. Drinnen war es dunkel, aber sie konnte erkennen, dass das Bett ungemacht, die Laken und Decken zerwühlt und aufgetürmt waren. Hier hatte sich heute einiges abgespielt, daran gab es keinen Zweifel.

Sie wandte sich um und stellte fest, dass im Gästezimmer am anderen Ende des Ganges Licht brannte. Die Tür stand einen Spalt weit offen.

Zögernd setzte sie einen Fuß vor den anderen. Machte einen weiteren Schritt, bevor sie innehielt und erneut tief Luft holte, was ihr in der Stille unnatürlich laut schien. Barfuß schlich sie weiter in Richtung Gästezimmer und blieb einen knappen halben Meter vor der Tür stehen.

Kein Geräusch war dahinter zu hören. Nicht einmal ein Atmen. Es war, als stünde die Welt plötzlich still.

Leicht zitternd streckte sie die Hand aus und gab der Tür einen Stoß. Quietschend schwang sie ein kleines Stück weiter auf, und augenblicklich schlug Amanda der durchdringende Gestank von Blut und Kot entgegen, während sie gleichzeitig auf dem Teppich einen nackten, blutüberströmten Fuß bemerkte. Es war der Fuß einer Frau, schmal und zierlich, mit Zehennägeln, die in einem munteren, leuchtenden Rot lackiert waren, das einige Nuancen heller war als die große Blutlache, die sich weiter hinten auf dem Teppich ausbreitete.

War dies das Geräusch gewesen, das sie gehört hatte,

als sie zur Tür hereingekommen war? Der letzte Seufzer einer sterbenden Frau?

Wenn das der Fall war, konnte dies nur eines bedeuten: Der Mörder war noch im Haus.

Hinter ihr knarrte erneut ein Dielenbrett, und sie spürte, wie es ihr eiskalt den Rücken herunterlief.

Amanda wirbelte herum und sah einen Mann in der Schlafzimmertür auftauchen. Er war größer und schlanker als George, trug dunkle Kleidung und eine Skimaske. Er stand gerade einmal fünf Meter von ihr entfernt.

Eine Sekunde, die ihr wie eine Ewigkeit vorkam, stand sie wie angewurzelt da, ihre Augen starr auf das Jagdmesser in seiner Hand gerichtet. Blut – frisches Blut – lief an seiner Klinge herunter und bildete an der Spitze kleine Tropfen, die auf den Teppich fielen.

Sie schluckte. Sie hatte nicht die geringste Chance, vor ihm die Treppe zu erreichen.

Er kam auf sie zu, mit langen, sicheren Schritten, seine Stiefel schlugen hart und entschlossen auf den Boden.

Ohne nachzudenken, hievte sich Amanda über das Geländer der Brüstung und sprang hinunter auf die Treppe, wo sie schmerzhaft auf dem Hintern landete, bevor sie sich aufrappelte und weiter nach unten hetzte. Sie hörte, dass er hinter ihr herjagte, sich so schnell bewegte wie sie selbst. Schließlich brachte sie die letzten fünf Stufen mit einem einzigen Sprung hinter sich.

Bei ihrer Landung rutschte Amanda am Fuß der Treppe aus und prallte seitlich auf den Boden. Eine weitere kostbare Sekunde verging, während der Eindring-

ling mit unverminderter Geschwindigkeit die Treppe hinabgestürzt kam.

Sie stemmte sich in einer einzigen Bewegung in die Höhe, als auch er die letzten Stufen hinuntersprang und kaum einen Meter entfernt hinter ihr landete.

Amanda hatte zwei Fluchtmöglichkeiten – den Vordereingang und die Tür an der Rückseite des Hauses – und nur einen Sekundenbruchteil, um sich zu entscheiden. Ihr schoss durch den Kopf, dass sie entgegen ihrer Gewohnheit beim Eintreten die Vordertür nicht abgeschlossen hatte, und sie rannte barfuß durch den vorderen Hausflur, wobei sie Mühe hatte, nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Sie konnte seinen keuchenden Atem hinter sich hören – so nahe war er schon –, doch unter Aufbietung all ihrer Willenskraft verlangsamte sie ihr Tempo nur so weit, dass sie beide Türgriffe zu fassen bekam, sie aufriss und sich durch den Türspalt in die kühle Nachtluft rettete.

Sie war gerade zwei Meter weit gekommen, als sie spürte, wie eine Hand ihre Jacke packte und sie rückwärts zerzte. Ein Arm schlang sich um ihren Hals und drückte zu. Adrenalin schoss durch ihren Körper und verlieh ihr ungeahnte Kräfte. Sie schrie so laut sie konnte, wand und schüttelte sich und ruderte wild mit den Armen in dem Versuch, sich irgendwie aus seiner Umklammerung zu befreien. Sie spürte einen stechenden Schmerz, als sie mit einem Arm gegen das Messer stieß, der Ärmel ihrer leichten Jacke aufgeschlitzt wurde und die Klinge in ihr Fleisch schnitt. Sie traf ihn mit dem Ellbogen seit-

lich am Kopf, sodass er seinen Griff lockerte. Amanda ging fünf Mal pro Woche ins Fitnessstudio, und im vergangenen Jahr hatte sie einen Box-Kurs absolviert. Sie war fit und durchtrainiert und körperlich in Topform. Strampelnd und zappelnd entwand sie sich seinem Griff und wich gleichzeitig dem Messer aus. Im nächsten Moment schlug sie mit aller Kraft zu – womit er offensichtlich nicht gerechnet hatte – und landete einen Volltreffer in sein Gesicht.

Fluchend torkelte er ein paar Schritte rückwärts, griff sich mit einer Hand an die Nase, während er mit der anderen weiterhin das Messer festhielt und wild damit herumfuchtelte. Amanda wusste, dass ihr nur wenig Zeit blieb. Sie hob eine Handvoll Kieselsteine auf und schleuderte sie in seine Richtung, bevor sie auf die dicht stehenden Buchen zusprintete, die ihr Grundstück an drei Seiten umsäumten. Die Kieselsteine am Boden bohrten sich in ihre nackten Fußsohlen, doch sie ignorierte den Schmerz.

Ihre nächste Nachbarin war Mrs. Naseby – eine verwitwete ältere Dame, die in einem winzigen Bauernhaus etwa hundert Meter entfernt wohnte. Abgesehen von den üblichen alljährlichen Weihnachtskarten und den gelegentlichen höflichen Unterhaltungen, wenn man sich einmal zufällig bei einem Waldspaziergang begegnete, hatten George und Amanda nicht viel mit Mrs. Naseby zu tun.

Nun jedoch, da Amanda zwischen den Baumstämmen hindurchhetzte und versuchte, den Abstand zwischen sich und ihrem Haus möglichst rasch zu vergrößern,

hoffte sie inständig darauf, dass ihre Nachbarin zu Hause sein würde. Sie riskierte einen kurzen Blick über die Schulter, doch in der Dunkelheit hinter sich erkannte sie nichts.

Endlich tauchte vor ihr Mrs. Nasebys Haus auf. Drinnen brannte ein schwaches Licht.

»Sei bitte zu Hause«, keuchte Amanda mit zusammengebissenen Zähnen. »Sei bitte zu Hause.«

Sie sprang über den Jägerzaun, der Mrs. Nasebys verwilderten Garten umgab, und rannte mit unvermindertem Tempo auf die Tür zu. Sie warf erneut einen Blick hinter sich und hämmerte dann mit der Faust auf die Tür ein, beugte sich nach unten und rief durch den Briefschlitz: »Mrs. Naseby! Sind Sie da? Ich bin's, Amanda Rowan von nebenan. Können Sie mich reinlassen? Bitte! Es ist sehr dringend.«

Amanda konnte Stimmen hören, die offensichtlich aus einem Fernseher drangen, ansonsten aber keine weiteren Geräusche. Sie trommelte noch einmal gegen die Tür und schaute sich gleichzeitig um, ob ihr Verfolger in der Nähe war. Sie konnte nichts erkennen, und alles, was sie hörte, war das Pochen in ihrer Brust. An ihrem rechten Arm klaffte eine Wunde von etwa zehn Zentimetern Länge, die stark blutete, aber keine Schmerzen verursachte. Dafür sorgte das Adrenalin.

»Beeilen Sie sich, bitte, beeilen Sie sich«, rief sie und hämmerte erneut gegen die Tür.

»Wer ist da?«, fragte eine zögerliche Stimme.

Amanda beugte sich wieder nach unten und sprach gehetzt, die Furcht in ihrer Stimme war nicht zu über-

hören. »Ich bin's. Amanda von nebenan. Es hat einen Unfall gegeben. Ich muss sofort die Polizei rufen. Können Sie mich reinlassen?«

Es folgte eine kurze Pause, dann wurde die Tür langsam einen Spalt weit geöffnet, und hinter der Sicherungskette tauchte das Gesicht von Mrs. Naseby auf. Sie wirkte nervös, doch sobald sie Amandas panischen Gesichtsausdruck bemerkte, wandelte sich ihre Nervosität in Besorgnis. »Du meine Güte«, stöhnte sie, »Sie sind ja verletzt. Kommen Sie schnell rein. Wir müssen einen Doktor für Sie rufen.« Sie machte die Kette los – die Bewegungen langsam und unbeholfen als Folge ihrer Arthritis – und trippelte zur Seite, um Amanda hereinzulassen.

Amanda hatte es damit so eilig, dass sie die alte Dame beinahe umgerannt hätte. »Machen Sie schnell die Tür zu, und schließen Sie ab«, rief sie. »Da draußen ist jemand!«

Als Mrs. Naseby das Blut sah, das aus dem langen Riss in Amandas Ärmel hervorquoll und den Stoff rot färbte, weiteten sich ihre Augen vor Schreck. Ihre rechte Hand ruhte noch immer auf der Türklinke, in der anderen hielt sie ihren Gehstock, und sie machte nicht die geringsten Anstalten, endlich die Tür zu schließen.

Amanda streckte die Hand aus, um die Tür zuzuschlagen, doch bevor sie sie zu fassen bekam, flog diese krachend auf. Mrs. Naseby wurde gegen die Wand geschleudert, Amanda stolperte einige Schritte rückwärts. Die alte Frau stieß einen Schrei aus und versuchte vergeblich, ihren Gehstock festzuhalten. Als er klappernd zu Boden fiel, verlor sie das Gleichgewicht.

Der Mann stürmte in den Flur.

Ohne die alte Dame zu beachten, stürzte er sich auf Amanda, das Messer in der ausgestreckten Hand. Unter seiner Tarnmaske funkelten dunkle Augen.

Amanda wich ihm aus und rannte zur Treppe. Sie hetzte die knirschenden und quietschenden Stufen nach oben, ohne zu wissen, wohin sie führten, getrieben einzig und allein von dem Gedanken, den Abstand zwischen sich und ihrem Verfolger zu vergrößern.

Sie rannte auf einen offen stehenden Raum zu, erkannte Mrs. Nasebys Schlafzimmer, schlug die Tür zu und stellte zu ihrer großen Erleichterung fest, dass der Schlüssel im Schloss steckte. Sie stemmte sich mit ihrem gesamten Körpergewicht gegen die Tür und drehte mit zitternden Händen den Schlüssel um. Sie konnte ihren Verfolger deutlich hören, wie er tief ein- und ausatmend auf dem Flur stand und vergeblich den Türgriff herunterdrückte.

Einen Sekundenbruchteil später erzitterte der ganze Türrahmen, als er sich mit voller Wucht dagegenwarf. Das Schloss machte keinen allzu stabilen Eindruck, und Amanda war klar, dass es nicht allzu lange standhalten würde.

Scheiße. Sie saß in der Falle. Die Tür zitterte erneut, und Amanda hörte, wie das Holz splitterte.

Verzweifelt schaute sie sich um und sah das halb geöffnete Schlafzimmerfenster. Sie rannte hinüber, drückte es vollständig auf und kletterte durch die Öffnung, als die Tür aufflog und der Verfolger mit weit ausholenden Schritten auf sie zukam – das blutige Messer in die Höhe

gereckt, sah er aus wie eine Gestalt aus ihren finstersten Alpträumen.

Sie hielt sich mit beiden Händen am Fenstersims fest, schwang die Beine ins Freie und ließ sich an der Wand hinunter. Gerade als sie loslassen und sich das letzte Stück fallen lassen wollte, schloss sich eine behandschuhte Faust um ihr Handgelenk. Hilflos baumelte sie in der Luft.

Sein Ärmel rutschte hoch, und für einen kurzen Moment sah sie die Tätowierung auf seinem Unterarm.

Er holte mit der freien Hand aus und zielte mit dem Messer auf ihr Handgelenk, doch aus schierer Verzweiflung zappelte Amanda so heftig, dass es ihr gelang, sich seinem Griff zu entwinden. Einen Augenblick später fiel sie.

Sie landete mit den Füßen auf dem Gehweg. Ein stechender Schmerz schoss durch ihre Achillessehnen, als sie sich abrollte und wieder aufrichtete, um erneut loszurennen, auf die Bäume zu und durch das Blattwerk hindurch. Der stechende Schmerz meldete sich wieder, doch sie ignorierte ihn, rannte und rannte, immer weiter in Richtung Straße oder wo immer sie auf Leute stoßen würde, die ihr zu Hilfe kommen konnten.

Sie bemerkte das Loch im Boden erst, als sie mit dem Fuß darin stecken blieb und der Länge nach auf dem harten Waldboden aufschlug.

Einen Augenblick lang blieb sie regungslos liegen und konzentrierte sich darauf, ihre Atmung zu beruhigen.

Und dann hörte sie es. Das Knacken eines Zweiges, das Rascheln im Unterholz.

Er war immer noch hinter ihr her.

Sie nahm die Hände zu Hilfe und schob sich so weit wie möglich unter einen Stechpalmenstrauch. Dort lag sie regungslos und hielt den Atem an.

Nicht bewegen. Nichts sagen. Nicht atmen. Nicht bewegen.

Während sie dort lag, wurde ihr bewusst, wie verletzlich sie war und dass sich das Leben mit einem Lidschlag völlig verändern konnte. Oder mit einem schnellen, tiefen und schmerzhaften Schnitt eines Messers. Eben noch war sie eine verheiratete Frau gewesen, die in idyllischer Umgebung ein angenehmes, nahezu sorgenfreies Leben geführt hatte, im nächsten Moment entdeckte sie einen Mord in ihrem eigenen Haus, und plötzlich war sie allein in einem Wald, und der Mörder jagte mit einem Messer hinter ihr her.

Wie lange sie hier wohl schon lag? Eine Minute? Zwei? Fünf? Schwer zu sagen. Auf ihre Uhr zu schauen wagte sie nicht. Doch von ihrem Verfolger war kein Geräusch mehr zu hören.

Es schien, als hätte er die Suche nach ihr aufgegeben.

In diesem Augenblick sah sie ein Scheinwerferpaar auf der Straße, die durch den Wald führte. Grade mal fünfzig Meter entfernt. Sie hatte keine Ahnung, wer darin saß; hier kamen nicht oft Autos vorbei, und nachts noch seltener, denn die Straße führte nirgendwo hin außer zu der Handvoll Häuser, die verstreut in der Gegend standen.

Doch das spielte keine Rolle. Das Einzige, was zählte, war, dass es nicht der Mann sein konnte, der hinter ihr

her war, denn das Auto kam aus der anderen Richtung. So verhiessen die Scheinwerfer Schutz und Sicherheit.

Nicht einmal zwei Meter entfernt von ihr zerbrach ein Zweig, und Amandas Herz überschlug sich fast. Im nächsten Moment schnellte sie hoch und sprintete verzweifelt durch das Gehölz, um den Wagen zu erreichen, bevor er vorbeigefahren war. Sie schrie. Schrie, so laut sie konnte, und war sich im Klaren darüber, dass sie für jeden, der hier spät nachts auf dieser einsamen Straße entlangfuhr, einen furchtbaren Anblick bieten musste. Es war ihr egal.

Sie hatte das Gefühl, als würden ihre Lungen platzen, als sie zwischen den Bäumen hindurch auf die Fahrbahn stürmte, genau in den gleißenden Lichtkegel der Scheinwerfer, die gerade mal zehn Meter von ihr entfernt waren.

»Helfen Sie mir!«, schrie sie und gestikulierte wild mit den Armen. Das Quietschen der Bremsen bemerkte sie nur am Rande, um dann im letzten Moment festzustellen, dass der Fahrer es nicht schaffen würde.

Amanda hechtete zur Seite und landete schmerzhaft auf dem Asphalt, während der Wagen nur Zentimeter entfernt an ihr vorbeierollte.

Und dann kam endlich die Erlösung, und alles wurde schwarz.

2

Heute, 11.00 Uhr

Die Wunde an Amanda Rowans linkem Unterarm pochte noch immer vor Schmerz. Sie war gut zehn Zentimeter lang und verlief in einer schnurgeraden Linie bis knapp oberhalb des Handgelenks. Obwohl die Fäden schon vor einiger Zeit gezogen worden waren, klaffte noch immer ein tieferer Spalt in ihrem Fleisch – eine dauerhafte Erinnerung an jene blutige Nacht. Sie betrachtete sich wie jeden Morgen und Abend im Spiegel – ein ritueller Akt der Eitelkeit – doch eine grundsätzliche Verbesserung war nicht festzustellen.

Sie wandte sich vom Spiegel ab, ging hinüber zum Fenster und schaute hinaus auf die verstreuten Häuser des Dorfes, in dem sie sich zeitweilig niedergelassen hatte – Hunderte Kilometer weit weg von dem Haus, das sie einst mit ihrem Ehemann geteilt hatte und das nun mit einem unauslöschlichen Makel behaftet war.

Die Polizei hatte erklärt, dass George und seine fünfzehn Jahre jüngere Geliebte einem Serienmörder zum Opfer gefallen waren, der unter dem Namen The Disciple – der Jünger – bekannt war und seit über einem Jahr den Süden Englands in Angst und Schrecken versetzte.

Amanda war die Erste, die sich gegen ihn zur Wehr gesetzt und überlebt hatte. Sie hatte sich von allen Seiten – Polizei, Verwandten und Freunden – anhören müssen, dass sie ein Riesenglück gehabt hatte, einem Killer entkommen zu sein, der für seine grausame Effizienz bekannt war.

Die ersten vierundzwanzig Stunden nach dem Angriff waren erfüllt von Hektik: zuerst im Krankenhaus, wo man sie nicht nur wegen des Schocks und der Stichwunde, sondern darüber hinaus wegen der zahlreichen Schürfwunden, Blutergüsse und Prellungen behandelt hatte, die sie sich während ihrer verzweifelten Flucht zugezogen hatte. Danach kamen die Vernehmungen durch die Polizei, in deren Verlauf sie die Ereignisse endlos wiederkauen musste, während sie selbst versucht war, das Geschehene in den hintersten Winkel ihres Hirns zu verbannen. Und als das vorbei war, kam der unvermeidliche Ansturm der Medien. Für diese war Amandas Fall ein gefundenes Fressen. Zum einen wegen der delikaten Konstellation – die betrogene Ehefrau kehrt unerwartet nach Hause zurück –, aber vor allem wegen der Tatsache, dass der Disciple so versessen darauf gewesen war, Amanda ebenfalls umzubringen, dass er sie bis ins Haus der Nachbarin verfolgt hatte (glücklicherweise war Mrs. Naseby unverletzt geblieben), aus dem sie sich nur durch einen Sprung aus dem ersten Stock hatte retten können, um anschließend beinahe von einem Auto überfahren zu werden. Dass sie all dies überlebt hatte, war ein wahres Wunder, auf das die Medien sich begierig stürzten. Es gab kaum jemanden,

der kein Interview mit ihr wollte. Die *Sun* hatte ihr sogar hunderttausend Pfund für eine Exklusivstory geboten.

Doch Amanda wollte nur möglichst weit weg sein von all dem, was passiert war. Die Polizei war nicht begeistert von ihren Plänen, die Stadt zu verlassen, und hatte ihr stattdessen angeboten, sie in einer gesicherten Wohnung mit Rund-um-die-Uhr-Bewachung unterzubringen, bis der Disciple gefasst war. Doch Amanda ließ sich nicht beirren. Sie wollte – wenigstens vorerst – dem Ansturm der Medien entgehen, und auf ein Quasi-Zusammenleben mit einem Polizeibeamten hatte sie keine Lust. Sie hatte dem leitenden Ermittler – einem groß gewachsenen, gut aussehenden Detective Chief Superintendent namens Mike Bolt – ihre Adresse gegeben und ihm versprochen, diese absolut niemandem, nicht einmal ihrer engsten Familie, weiterzugeben, bis der Disciple gefasst war. Da der Psychologe, den die Polizei als Berater in diesem Fall hinzugezogen hatte, der Ansicht war, dass es vorteilhaft war, wenn Amanda möglichst viel Abstand zu den traumatischen Ereignissen gewann, hatte Mike Bolt widerstrebend eingewilligt (wobei er kaum eine Wahl gehabt hatte) und die örtliche Polizei angewiesen, ein Auge auf sie zu halten. Darüber hinaus wurde ein Notrufknopf auf dem Anwesen installiert, der über eine direkte Leitung mit dem Polizeirevier verbunden war.

»Sie glauben doch nicht, dass der Disciple versuchen wird, mich aufzuspüren?«, fragte sie Bolt. »Ich habe keine Ahnung, wie er aussieht, könnte ihn also gar nicht

identifizieren. Deswegen stelle ich doch wohl keine Gefahr für ihn dar.«

»Das sehe ich eigentlich auch so«, sagte Bolt, doch seinem Tonfall war zu entnehmen, dass er sich nicht hundertprozentig sicher war. »Trotzdem ist es immer besser, auf Nummer sicher zu gehen.«

Daran hatte Amanda sich gehalten. Sie hatte sich ein Bauernhaus im hintersten Winkel der schottischen Highlands gesucht, in einem Dorf, das meilenweit entfernt war von der nächsten Stadt, und die Miete für drei Monate im Voraus bezahlt. Mit Ausnahme der Polizei wusste nur ein einziger Mensch, wo sie sich aufhielt, und dabei handelte es sich um einen alten Freund, dem sie rückhaltlos vertraute und von dem sie sich sicher war, dass er sie nicht einmal unabsichtlich verraten würde.

Im Dorf machte sie sich rar, den Pub mied sie ganz, und die Unterhaltungen mit ihren Nachbarn beschränkten sich auf die notwendigen Förmlichkeiten. Erkannt wurde sie von niemandem, was der Tatsache zu verdanken war, dass keine Bilder von ihr in den Medien erschienen waren. Ab und zu war sie von dem einen oder anderen der Dorfbewohner gefragt worden, was ein so hübsches junges Ding wie sie denn in dieser Einöde machte, worauf sie geantwortet hatte, dass sie an einem Buch schreibe und hoffe, hier auf die nötigen Inspirationen zu stoßen. Weitergehende Fragen wurden höflich, aber bestimmt abgeblockt, und es hatte nicht lange gedauert, bis die Leute sie in Ruhe ließen.

Amanda hatte zumindest teilweise die Wahrheit gesagt. Sie wollte *wirklich* ein Buch schreiben. Jedenfalls

dachte sie eingehend darüber nach. Es war etwas, das sie schon seit den Tagen ihrer Kindheit hatte tun wollen, doch irgendwie war sie nie dazu gekommen. Am letzten Abend hatte sie sich daran gesetzt, ein Konzept auszuarbeiten, und bis spät in die Nacht daran gefeilt, weshalb sie heute erst spät aufgestanden war.

Amandas Bauernhaus bestand aus Natursteinen und lag am Ortsrand von Spey, einer Ansammlung von hässlichen Sechziger-Jahre-Bungalows. Es war das einzige Haus mit zwei Stockwerken, und sie genoss es immer wieder, am Schlafzimmerfenster zu stehen und hinauszuschauen auf den dichten Kiefernwald, der gleich hinter der winzigen Presbyterianer-Kirche begann. Es war Ende Oktober, und obwohl das Herannahen des Winters sich bereits bemerkbar machte, verhiß die blasse Sonne an dem mit weißen Wolken gesprenkelten Himmel einen schönen Nachmittag. Amanda überlegte: Sollte sie endlich ihren Roman beginnen – etwas, das sie immer wieder aufschob – oder stattdessen einen ausgedehnten Spaziergang durch die Hügel und Wälder in der Umgebung unternehmen? Oder vielleicht den Fluss entlang spazieren, der unterhalb des Dorfes verlief?

Im Grunde hatte sie sich schon entschieden und wollte gerade ein spätes Frühstück zubereiten und einen ordentlichen Pott Kaffee kochen, um für den vor ihr liegenden Marsch gerüstet zu sein, als sie etwas bemerkte, das sie stutzig machte.

Ein Wagen, den sie nicht kannte – ein schwarzer Geländewagen, der viel zu sauber war, um aus der Gegend zu stammen –, fuhr langsam an ihrem Gartentor vorbei.

Das Gesicht des Fahrers war kaum zu erkennen, da der Abstand zur Straße zu groß war, doch sie war sich sicher, dass es keiner von den Polizisten aus der Gegend war. Er schaute genau in ihre Richtung und wandte seinen Kopf schnell ab, als sie ihn bemerkte. Das gefiel ihr nicht.

Als der Wagen hinter der Hecke ihres Vorgartens verschwand, bildete sich ein Knoten in Amandas Magen, und sie merkte, dass sie mit den Zähnen knirschte – eine Unsitte, die sie sich in den drei Wochen seit Georges Ermordung angewöhnt hatte und die sie schleunigst wieder ablegen musste, weil es sie allmählich wahn-sinnig machte.

Sie holte tief Luft, wandte sich vom Fenster ab und sagte sich, dass sie jetzt nicht paranoid werden durfte. Es war völlig ausgeschlossen, dass der Disciple herausgefunden hatte, wo sie sich aufhielt – und selbst wenn ihm das durch einen irrwitzigen Zufall doch gelungen war, so würde er es auf keinen Fall riskieren, ihr hierher zu folgen, um sie zu töten. Er war ein Gejagter. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er geschnappt wurde.

Nein, sagte sie sich. Sie war in Sicherheit. So etwas würde ihr nicht noch einmal passieren.

3

Seit seiner Kindheit hatte Frank Keogh immer nur ein Ziel: Er wollte Polizist werden. Und er hatte alles dafür getan, um dieses Ziel zu erreichen: Er strengte sich in der Schule an, war gut im Sport, und dank seiner an Sturheit grenzenden Zielstrebigkeit – die seine Familie und Freunde manchmal in den Wahnsinn trieb – schaffte er die Aufnahmeprüfung für Hendon als Zweitbester seiner Klassenstufe im ersten Anlauf.

Keogh wollte mehr sein als nur ein einfacher Streifenpolizist; er wollte Detective werden, jemand, der dafür sorgte, dass Schwerverbrecher bekamen, was sie verdienten. Insofern war es keine Überraschung, dass er schon im Alter von einundzwanzig Jahren in Zivil arbeitete und mit fünfundzwanzig zum Detective Sergeant befördert wurde. Seine Vorgesetzten mochten ihn. Er war zäh, hartnäckig, beharrlich und geduldig, und unter seinen Vorgesetzten ging man davon aus, dass er schon mit dreißig zum Detective Chief Inspector aufsteigen würde.

Mit den Dienstvorschriften hatte Keogh allerdings Probleme. Seit Kindesbeinen hatte er ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden. Er wollte, dass die Bösen bestraft wurden und die Guten gewannen, und er nahm es

persönlich, dass dies nur allzu selten passierte. Den Guten – also der Polizei – wurden andauernd Knüppel zwischen die Beine geworfen in Form von immer neuen Vorschriften und Gesetzen. Die Bösen entkamen ihrer Bestrafung, weil sie gute Anwälte hatten und das Gesetz auf ihrer Seite war. Diese Ungerechtigkeit machte ihn wütend, ebenso wie die Tatsache, dass Verbrecher so einfach zu fassen waren. Es war ganz anders als in Büchern oder Filmen und ganz anders, als er es sich bei seinem Eintritt in den Polizeidienst vorgestellt hatte. Diese Leute waren Vollidioten. Sie ließen eine breite Spur von Beweisen und Indizien zurück, was dazu führte, dass der Großteil seiner Arbeit darin bestand, Material für eine Anklage zusammenzustellen und sich mit Stapeln von Papierkram herumzuschlagen.

Seiner Illusionen beraubt, schlug er eine andere Richtung ein. Schusswaffen hatten ihn schon immer fasziniert – auch aufgrund der Macht, die damit verbunden war –, und er hatte mehr als nur gelegentlich in seiner Fantasie durchgespielt, wie er einem miesen Schurken den Lauf einer Pistole an den Schädel hielt und den Abzug drückte. Er hätte das niemals in die Tat umgesetzt, denn er hatte viel zu viel zu verlieren, aber er beschloss, sich bei nächster Gelegenheit für die CO19, die bewaffnete Sondereinheit der Metropolitan Police, zu bewerben. Er hoffte, in dieser Einheit mit wirklichen Herausforderungen konfrontiert zu werden, gewürzt mit gelegentlichen, lange ersehnten Adrenalinschüben. Sein Plan war, danach irgendwann wieder zu der Kriminalpolizei zurückzukehren, im Schongang die Karriereleiter

weiter hochzusteigen, um dann in den Ruhestand zu treten und ein Buch über seine Erfahrungen zu schreiben, mit dem er es, da war er sich sicher, in die Bestsellerlisten schaffen würde.

Und so kam es für niemanden – am allerwenigsten für ihn selbst – überraschend, dass ihm der Wechsel zur CO19 schon im ersten Anlauf gelang. Er erinnerte sich immer wieder an seine Gedanken und Gefühle, als er zum ersten Mal auf Patrouille gegangen war. Die Pistole hing an seinem Gürtel, während er und seine Kollegen durch die finsternen Straßen von Lewisham fuhren – besser konnte es nicht kommen. Er war jung und gut aussehend. Er hatte eine hinreißende Verlobte. Er war am Drücker. Die Welt lag ihm zu Füßen.

Doch darin irrte er, denn das Schicksal funkt manchmal dazwischen, wenn man es am wenigsten erwartet, und macht die schönsten Pläne und Träume zunichte. Und auf Frank Keogh hatte es das Schicksal abgesehen.

Drei Monate nach seinem Eintritt bei der CO19 war er mit Kollegen auf Patrouille in einem Streifenwagen des Sonderkommandos, als sie von der Zentrale einen Funkspruch empfangen, wonach einige jugendliche Mitglieder einer polizeibekanntem Straßengang aus der Umgebung in einem gestohlenen Fahrzeug unterwegs waren. Angeblich hatte einer aus der Gruppe eine Schusswaffe auf Passanten gerichtet. Von Einsatzbefehlen wie diesem gab es jeden Tag ein Dutzend, und es kam selten vor, dass man wirklich mit jemandem zu tun hatte, der bewaffnet war. Aber jeder Notruf musste ernst genommen werden, und weil sie ohnehin ganz in der Nähe wa-

ren, rauschten sie zu der Stelle, wo der Wagen zuletzt gesichtet worden war, und stoppten ihn ein paar Kreuzungen weiter an einer Ampel.

Keogh und seine beiden Kollegen sprangen innerhalb von Sekunden mit gezogenen Waffen aus dem Einsatzfahrzeug und brüllten den Männern in dem gestohlenen Auto zu, dass sie die Hände über den Kopf zu halten hätten. Alle drei Insassen schienen auch zu gehorchen, doch als Keogh sich dem Wagen von der Seite näherte, zog der Kerl auf dem Rücksitz etwas aus seiner Jackentasche. Es war zehn Uhr nachts, es war dunkel, und Keogh konnte nicht erkennen, was genau der Typ in der Hand hielt, aber er erinnerte sich ganz deutlich daran, dass er sich abrupt auf dem Sitz umdrehte und etwas zum Vorschein brachte, das große Ähnlichkeit mit einer Pistole hatte.

Daraufhin hatte Keogh abgedrückt. Zwei Mal. Durch die Seitenscheibe, aus einer Distanz von anderthalb Metern. Eine der Kugeln hatte den Mann in den Hals getroffen, die andere – infolge des Rückschlags der Pistole – ins Auge. Und diese zweite Kugel war tödlich gewesen.

Es stellte sich heraus, dass der einundzwanzigjährige Derrick »Slugs« Foster ein Mobiltelefon in der Hand gehalten hatte, als Keogh auf ihn schoss, und dass keiner der drei Wageninsassen bewaffnet war, nicht einmal ein Messer wurde bei ihnen gefunden. Soweit es Keogh betraf, spielte das keine Rolle. Er hatte seinen Job gemacht. Der Typ hatte einen Gegenstand, der eine Pistole hätte sein können, aus seiner Tasche gezogen, und es hatte

ausgesehen, als würde er im nächsten Moment schießen. In Situationen wie dieser hatte man im Höchsthfall anderthalb Sekunden, um sich zu entscheiden, ob man selbst abdrückte oder nicht. Traf man die falsche Entscheidung, trifft einen eine Kugel, und Keogh war niemand, der sich erschießen ließ, nur weil er Angst hatte, auf eine Situation entsprechend zu reagieren.

Seine Vorgesetzten jedoch – all jene, die ihn auf dem Weg nach oben unterstützt hatten – sahen das anders. Ganz zu schweigen von der lokalen Community. In der Nacht darauf war das Viertel, in dem das Todesopfer gewohnt hatte, Schauplatz der schlimmsten Unruhen, die London seit Jahren erlebt hatte, und es dauerte nur Tage, bis von den Anführern verschiedener Bürgergruppen vor Ort eine Kampagne namens »Gerechtigkeit für Derrick« ins Leben gerufen wurde, die – unterstützt von diversen ihnen nahestehenden Bürgerrechtsanwälten – die Forderung aufstellte, dass der Mann, der den Abzug gedrückt hatte, unter Mordanklage gestellt werden sollte.

Keogh wurde vom Dienst mit der Waffe suspendiert, das übliche Prozedere in einem solchen Fall. Als der öffentliche Zorn immer mehr zunahm und die Ausschreitungen auch auf andere Stadtteile Londons übergriffen, wurde er ganz vom Dienst entbunden. Doch es sollte noch härter kommen. Die Chefetagen fassten den Entschluss, sich der Macht des Pöbels und der Interessengruppen zu beugen. Es wurde Anklage wegen Totschlags gegen ihn erhoben. »Niemand steht über dem Gesetz«, hatte der Sprecher der Strafverfolgungsbehör-

de der Krone (CPS) – ein gut frasierter Absolvent einer öffentlichen Schule – angemerkt, als er die Anklageerhebung auf einer Pressekonferenz verkündete, was kurz danach als Topmeldung auf allen Nachrichtensendern lief.

Während der Wartezeit bis zum Prozessbeginn hatte seine Verlobte sich von ihm getrennt – der Druck sei zu viel für sie. Dabei war Kirsty sein Ein und Alles. Die Frau fürs Leben. Sie hatten vor, Kinder zu bekommen und zusammen alt zu werden. Sie zu verlieren war wie ständig mit voller Kraft in die Eier getreten zu bekommen. Der Gedanke, dass sie ihn verlassen hatte, schwirrte permanent in seinem Kopf herum. Aber Keogh verlor nicht den Glauben an sich selbst. Er hatte noch immer die Unterstützung sowohl seiner derzeitigen als auch früheren Kollegen, und er war sicher, dass es kein Gericht gab, das einen Polizeibeamten mit makelloser Akte dafür verurteilte, dass er einem nichtsnutzigen Dreck-sack wie Derrick Foster einen tödlichen Schuss verpasst hatte – in einer hochgradig angespannten Situation, in der alles blitzschnell ging.

Doch wieder lag er falsch. Er wurde schuldig gesprochen und zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Die Zeit dort war kein Zuckerschlecken. Er wurde zu seiner eigenen Sicherheit vom Großteil der Insassen isoliert und war gezwungen, seine Tage mit Vergewaltigern, Kinderschändern und anderem Abschaum zu verbringen. Die Gefängnisbeamten rieten ihm eindringlich, selbst in dieser Umgebung wachsam zu sein, da die Gang von Derrick Foster auch im Gefängnis aktiv war und ein

Kopfgeld auf ihn ausgesetzt hatte. Es dauerte kaum zwei Wochen, bis Keogh von einem Mitinsassen mit einem aus Plastik gefertigten Messer attackiert wurde. Er trug zwei Schnittwunden am Hals und im Gesicht davon, und auch wenn es ihm gelungen war, seinen Angreifer so lange abzuwehren, bis Hilfe eintraf, war sein gutes Aussehen, auf das er immer so stolz gewesen war, durch die Narben ein für alle Mal ruiniert.

Es war die schlimmste und finsterste Zeit in Keoghs Leben. Am tiefsten Tiefpunkt angelangt, dachte er sogar an Selbstmord. Doch dann überkam ihn langsam, aber sicher wieder jene verbissene Entschlossenheit, die ihn in der Vergangenheit so weit gebracht hatte, und er zwang sich, das Gefängnisleben zu akzeptieren und die Zeit bis zu seiner Entlassung einfach abzusitzen. Doch während all dieser Zeit wuchs seine Verbitterung. Er würde es ihnen heimzahlen – den Vorgesetzten, die ihn hatten über die Klinge springen lassen, der Öffentlichkeit, die zugelassen hatte, dass man ihn einsperrte. Jedem einzelnen.

Zwei Jahre später war er entlassen worden. Der Rest der Welt hatte ihn vergessen, aber es war nur eine Frage der Zeit gewesen, bis sich sein Zorn ein Ventil gesucht und damit eine Sache ins Rollen gebracht hatte, die dazu führte, dass er heute in einem Geländewagen an dem Bauernhaus vorbeifuhr, in dem Amanda Rowan sich eingemietet hatte.

Sie hatte bemerkt, dass er zu ihr hinübergeschaut hatte; dessen war er sich ziemlich sicher. Er stieß einen Fluch aus, fuhr aber weiter. Er war es gewohnt, Risiken

einzugehen. Das war Bestandteil des Berufsbildes. Zumindest wusste er jetzt, dass sie da war, wo sie sein sollte. Bei seiner Ankunft in den frühen Morgenstunden war es noch dunkel gewesen, sodass er schon überlegt hatte, in ihr Haus einzubrechen, doch die Hintertür war mit mindestens einem halben Dutzend Schlössern verammelt, und die Fenster hatten nagelneue PVC-Rahmen mit Sicherheitsriegeln, die nicht ohne Weiteres zu knacken waren. Er hatte ebenfalls in Erwägung gezo-gen, an die Tür zu klopfen und seine gefälschte Dienstmarke zu zücken, sich dann aber dagegen entschieden, weil es zu riskant war. Amanda Rowan war nicht auf den Kopf gefallen. Er konnte nicht sicher sein, dass sie ihn hereinlassen würde – die Narben waren in solchen Situationen immer ein Problem –, und wenn sie ihn nicht hereinließ, war die ganze Sache gelaufen.

Jetzt, wo er wusste, dass sie zu Hause war, brauchte er nur noch Geduld zu haben. Ihre Entscheidung, an einem abgelegenen Ort wie diesem unterzutauchen, machte die Angelegenheit um einiges leichter für ihn.

Als er ihr Haus etwa zweihundert Meter hinter sich gelassen und den Rand des Dorfes mit seinen Feldern und Baumgruppen erreicht hatte, bog er nach rechts auf einen schmalen Feldweg ein. Er folgte dem Weg etwa fünfzig Meter in gerader Richtung an zwei Scheunen vorbei, bog dann erneut scharf rechts ab und fuhr wieder in Richtung Dorf. Er steuerte den Landrover zu einer Stelle, die er vorher ausgekundschaftet hatte, und parkte ihn in einer kleinen Baumgruppe abseits des Weges. Von seinem Standort aus hatte er die Rückseite

von Amandas Bauernhaus im Blick. Der Garten hinter dem Haus erstreckte sich bis zu einem brachliegenden Acker, und im Garten des Nachbarhauses sah er zwei Kinder auf einem Trampolin spielen.

Wenn Amanda Rowan an der Rückseite des Hauses herauskam und den Weg über den Acker nahm, würde er sie auf jeden Fall sehen. Falls sie zur Vordertür herausging, würde die winzige, sensorgesteuerte Kamera, die er im Gestrüpp vor ihrem Gartentor angebracht hatte, die Bewegung registrieren und alles aufnehmen. Egal was passierte, sobald sie das Haus verließ, war er darüber im Bilde.

Und dann würden sie endlich mit der Arbeit beginnen können.

4

Jess Grainger hatte noch nie in einem Kanu gesessen. Das lag in erster Linie daran, dass sie bisher weder Gelegenheit noch Lust dazu gehabt hatte. Ihre Begeisterung für das nasse Element hielt sich in Grenzen, solange es nicht angenehm warm war und aus einer Dusche auf sie niederprasselte. Sie konnte einigermaßen schwimmen, aber auch nur, weil die Teilnahme am Schwimmunterricht in der Schule Pflicht gewesen war. Die Vorstellung, in diesen kalten schottischen Fluss zu fallen (was ihr, wie sie sich ausrechnete, im Laufe des Tages garantiert passieren würde), erfüllte sie daher mit Angst und Schrecken, und sie bereute, dass sie sich darauf eingelassen hatte, diese Kanutour mitzumachen.

Es schien so, als könnte Onkel Tim ihre Gedanken lesen, denn er versetzte ihr einen kräftigen Klaps auf den Rücken und ließ seine Hand ein kleines bisschen zu lange dort liegen. »Du wirst schon sehen, es wird dir gefallen, Jessie«, sagte er und bedachte sie mit einem breiten Zahnpastalächeln, während er tief einatmete und die frische Landluft einsog. »Schau dich doch nur um!« Endlich nahm er seine Hand wieder weg und deutete damit über den träge dahinfließenden Fluss und die

Wälder an den Hängen der sanft ansteigenden Hügel zu beiden Seiten des Ufers.

»Hier oben gibt's einige Stellen, die gehören zu den schönsten Flecken der Welt«, hatte der alte Mann, dem der Kanuverleih gehörte, erklärt, während er die Boote ins flache Wasser schob und sie längs zum Ufer bugsierte. »Und glauben Sie mir, ich bin ziemlich herumgekommen in der Welt.«

Jess glaubte das sofort. Der Kerl sah aus wie ein Polarforscher, dünn und hager, das Gesicht vom Wetter gegerbt, auf dem Kopf eine Strickmütze. Doch auch seine Worte riefen bei Jess keine allzu große Begeisterung hervor, während sie das Kanu bestieg und sich zögerlich zum Bug des Bootes vorarbeitete, wobei sie beinahe auf der anderen Seite wieder herausgefallen wäre, bevor sie sich endlich auf der harten Sitzbank aus Holz niederließ.

Der alte Mann reichte ihr ein hölzernes Paddel, während Tante Jean sich mit der Grazie eines Nilpferds ins Boot wuchtete und auf den hinteren Sitz sinken ließ.

»Das Steuern erledige ich«, sagte Tante Jean. »Du brauchst nur zu paddeln. Immer abwechselnd links und rechts. Du wirst das schnell raushaben, ist ganz einfach.« Ihr Tonfall war nicht unfreundlich, aber auch nicht herzlich. Jess spürte, dass Tante Jean wenig begeistert davon war, sie dabeizuhaben, aber wegen Casey ihre Gefühle für sich behielt.

Casey war Jess' kleine Schwester, die hier oben in der schottischen Wildnis bei Onkel Tim und Tante Jean wohnte. Sie war nach dem Tod ihres Vaters vor ein paar

Monaten hierhergezogen. Jess und Casey waren keine wirklichen Schwestern, denn Jess war zunächst als Pflegekind zu den Leuten gekommen, die sie später Mama und Papa nennen sollte, und dann von ihnen adoptiert worden, als es so aussah, dass die beiden keine leiblichen Kinder würden haben können. Kaum ein Jahr nach der Adoption war Casey zur Welt gekommen. Es wäre wohl verständlich gewesen, wenn Jess ihre kleine Schwester als Konkurrenz betrachtet hätte, doch sie empfand von Anfang an eine tiefe Liebe für sie und entwickelte einen starken Beschützerinstinkt, der noch an Intensität zunahm, als zuerst ihre Mutter und dann ihr Vater gestorben waren.

Jess hatte sich nur von London auf den Weg nach Schottland gemacht, um Casey zu besuchen und sich zu vergewissern, ob sie sich gut eingelebt hatte. Und das war anscheinend der Fall. Im Gegensatz zu Jess war Casey Feuer und Flamme für die Bootstour, denn sie hüpfte freudig auf den vorderen Sitz des anderen Kanus und ließ sich von dem Kanu-Verleiher das Paddel reichen, während Onkel Tim seinen Sitz im Heck einnahm.

Der alte Mann grinste Casey an und blinzelte ihr zu. *Es ist immer dasselbe*, dachte Jess. Casey war der Typ Mädchen, dem alle sofort zu Füßen lagen. Sie hatte blonde, lockige Haare, ein Gesicht wie ein Engel mit einer kleinen Stupsnase, dazu ein lebhaftes Naturell, gepaart mit einer gewissen Cleverness und der Fähigkeit, Leute für sich einzunehmen und um den Finger zu wickeln, ohne dass sie es mitbekamen. Obwohl sie beinahe acht Jahre jünger war als Jess, hatte diese immer in ihrem

Schatten gestanden und sich manchmal selbst gewundert, warum sie auf Casey bis auf einige wenige Ausnahmen niemals eifersüchtig gewesen war. Sie konnte sich Caseys Charme eben ebenso wenig entziehen wie alle anderen. Und jetzt, wo ihr Vater gegangen war, war Casey alles, was sie hatte.

»Okay, Sie haben meine Telefonnummer«, sagte der alte Mann, der neben ihnen am Ufer stand. »Der Handyempfang auf dem Fluss ist nicht besonders, aber an ein paar Stellen funktioniert es doch. Der Fluss fließt im Augenblick eher langsam, sodass Sie keine Probleme haben sollten, und falls doch, rufen Sie einfach an. Ansonsten hole ich Sie um fünf an der Brücke in Tayleigh ab. Sie haben also reichlich Zeit.«

Fünf Uhr? Das waren noch fast vier Stunden. Jess' Laune sank auf einen Tiefpunkt. Es gab Hunderte von Sachen, die sie lieber getan hätte. Auf der Fahrt nach Norden hatte sie sich vorgestellt, Casey zum Shoppen nach Inverness mitzunehmen und nicht irgendeinen gottverlassenen Fluss am Arsch der Welt herunterzupaddeln.

»Hast du alles, Tim?«, rief Tante Jean hinter ihr so laut, dass es Jess in den Ohren klingelte.

Tim tätschelte den Rucksack zu seinen Füßen. »Essen, Trinken und was sonst noch dazugehört«, antwortete er mit der gleichen Begeisterung in der Stimme wie Casey. »Sind wir alle so weit?«

»Ich bin so weit«, rief Casey und reckte das Paddel mit beiden Händen in die Höhe, sodass der alte Mann vom Bootsverleih lachen musste.

»Du wirst einen Heidenspaß haben, kleines Frollein«, sagte er und versetzte dem Kanu einen Schubs, sodass es in tieferes Wasser glitt. »Und du auch, Frollein. Du musst dich nur drauf einlassen«, sagte er zu Jess.

»Sie ist aus London«, sagte Jean, als ob das alles erklären würde. »Sie ist die freie Natur nicht gewohnt.«

»Mir geht's prima«, sagte Jess leicht genervt und rang sich ein Lächeln ab, während der alte Mann auch ihrem Boot einen Stoß versetzte und sie ihr Paddel ins Wasser eintauchte. Langsam glitten sie auf den Fluss hinaus.

Und trieben mitten hinein in einen Albtraum.

5

20 Tage zuvor

Mike Bolt träumte von seiner verstorbenen Frau.

Das kam in letzter Zeit häufiger vor. Tatsache war, dass er sie regelrecht vergötterte, denn als Tote konnte sie nichts falsch machen. Sie war der Grund, warum er es in den annähernd zehn Jahren, seit sie gestorben war, nicht geschafft hatte, eine ernsthafte Beziehung aufrechtzuerhalten. Zwei Jahre zuvor war er eine Zeit lang verlobt gewesen. Sie hieß Claire und war Staatsanwältin. Er hatte sie sogar dazu bewogen, in seine Wohnung in Clerkenwell einzuziehen, und eine Weile hatte es so ausgesehen, als könnte sie ihn tatsächlich dazu bringen, Mikaela hinter sich zu lassen. Aber am Ende hatte es doch nicht funktioniert. Claire hatte Angewohnheiten, die ihn nervten. Sie tat Dinge, die Mikaela nie getan hätte. Sie redete die ganze Zeit über ihre Arbeit; sie war wie besessen auf ihr Gewicht fixiert und quälte sich geradezu masochistisch permanent mit irgendwelchen merkwürdigen Diäten. Außerdem mochte sie keine Kinder. Bolt war auch kein Kindernarr, aber Mikaela hatte unbedingt welche haben wollen, und zum Zeitpunkt ihres Todes war sie im dritten Monat schwanger gewe-